

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927

16.10.1927 (No. 42)

Die

Pyramide

Wochenschrift

zum Karlsruher Tagblatt



10. Jahrg. No. 42

10. Okt. 1927

Die Kulturbedeutung der deutschen Reichsstadt zu Ausgang des Mittelalters

Vortrag bei der Tagung der Gesellschaft für deutsche Bildung (Germanistenverband) in Danzig (4. Okt. 1927) von Willy Andreas

II.

Judeßen reichte die Bedeutung der Städte über den streng politischen und verwaltungsmäßigen Rahmen hinaus. Hatte doch die Kultur dieser letzten Jahrhunderte sehr stark das Gepräge der Bürgerlichkeit angenommen, nicht im Sinn der Alleinherrschaft, aber neuen Entwicklungsdurchbruchs. Das Latium der aufstrebenden Stadtgemeinden machte sein Lebensrecht geltend gegenüber der ritterlichen Gesellschaft und der weltlichen Vormacht. In mannigfaltigen Wechungen und Färbungen teilte sich das bürgerliche Empfinden auch den Hervorbringungen des geistigen Lebens mit. Was in hoffnungsvollem Fluss war, ging irgendwie mit der bürgerlichen Welt in sichtbaren oder feinen Verästelungen zusammen: Mystik und deutsche Predigt, Erbauungsschriften und weltliche Prosa aller Schattierungen, Volksbücher, Passions- und Fastnachtspiele, die Naturwirklichkeit der spätgotischen Bildhauerei und in der Malerei die Ueberhebung heiliger Stoffe ins Weltliche und Alltägliche des Ueberhebung heiliger Stoffe ins Weltliche. Es fehlten nicht die Schattenseiten und Schranken einer aufsteigenden Gesellschaftsschicht, Unsicherheit des Geschmacks und physische Enge des Blickfeldes, Ungeschicklichkeiten in Ausdruck und Form. Aber eine entwicklungsstrobe Latienkultur war hier im Werden, von unverwundeter Kraft, und sie schloß in sich Möglichkeiten weiterer Klärung und der Veredelung.

So falsch es wäre, die mittelalterliche Stadt im Lichte der Romantik zu sehen, vorherrschend bleibt im Ganzen doch der Eindruck lebendigen Aufstiegs, wirtschaftlichen Gedeihens und eines hohen Kulturstandes. Im Urteil der reisenden Ausländer drückt sich das aus, auch wenn man die Flüchtigkeit der Beobachtung, Uebertreibungen, Wohlrednerie und andere Fehlerquellen in Abzug bringt. Bewunderung hatten für unsere spätmittelalterlichen Städte selbst Italiener wie Enea Silvio und nicht zuletzt Machiavelli. Der große florentinische Staatsdenker idealisierte sogar die öffentlichen Zustände der deutschen Stadtrepubliken und das Verhalten ihrer Bürger. Denn wie im Spiegel wollte Machiavelli seinen Landsleuten gewisse Dinge vorhalten, die sie nicht besäßen. In Deutschland selbst aber feierten Volksdichter wie Hans Rosenplüt der Schnepperer und Hans Sachs ihre Heimat in treuerzählenden, biedereren Sprüchen. Die Humanisten vollends machten aus der Städteverherrlichung einen förmlichen literarischen Sport nach antiken und italienischen Vorbildern. Freilich, solche Beweihräucherungen in Vers und Prosa verraten nur zu leicht die Eitelkeit ihrer Verfasser und allerlei berechnende Absichten. Gelegentlich kam es einem viel gereiften Pittifus wie dem Westfalen Hermann von dem Busche auch nicht darauf an, verschiedenen Städten nacheinander den gleichen Preis zuzusprechen. Ueber Nürnberg, das sogar den stolzen venezianischen Gesandten Anerkennung abnötigte, sammelte sich mit der Zeit eine eigene Literatur zu seinem Ruhm, und der Lobschwall lönte weiter in den Barock hinein, als die Stadt bereits von ihrer Höhe herabgesunken war.

Dah sich auf dem Boden der Stadtrepubliken eine eigene Geschichtsschreibung entwickelte, war der natürliche Ausdruck ihrer erhöhten Geltung und ihres Selbstgefühles. Zum Teil waren die älteren dieser Aufzeichnungen unmittelbar und halb zufällig aus

dem Zusammenhang der Stadtgeschäfte herausgewachsen, zum Teil dienten sie ausgesprochen praktischen Bedürfnissen der Regierenden und ihrer Nachfolger. Andere Chronisten wollten erzählen zu Ruhm und Frommen der einfältigen Leute, viele schon in deutscher Sprache. Die trockeneren unter ihnen blieben in Stoffanhängung stecken. Die anschaulicheren fangen das mittelalterliche Volksleben in seinem jahrmarktbunten Wechsel auf: Hinrichtungen und Prozessionen, Fürstempfangs und Reichstage, Kunst- und Verfassungskämpfe, Familiennachrichten und Stiftungen, Wunder und Lebensmittelpreise, Naturkatastrophen, Fehden und Kriege lösen sich ab. In den meisten Fällen blieb der Gesichtskreis auf das städtische Weichbild beschränkt, und es sind enge Bahnen, in denen sich im Allgemeinen diese Stadtgeschichten bewegen. Auch darin spiegelt sich das Mißgeschick der Nation, im einzelnen und kleinen sich zu verlieren. Kraft und Fülle einer Geschichtsschreibung erblickt irgendwie aus dem Erlebnisreichtum der schreibenden Generation! Für große Hervorbringungen aber war der Partikularismus noch nie ein günstiger Nährboden. So führt es denn zu etnen tieferen Zusammenhang, daß die städtische Historie mit dem ermattenden Leben der Reichsstadt abzusterven beginnt. Die meisten Ratsschroniken verfielen noch im 16., einige, wie die Nürnberger, im 17. Jahrhundert. Die Rolle der Stadtrepubliken war ausgespielt. In der Periode der Einflußlosigkeit und des Niederganges, die nun anhebt, gab es Bewegendes nicht mehr zu berichten.

Erwähnung verdient es auch, daß eine Wurzel der Selbstbiographie dieser bürgerlichen Welt entsprang, und zwar folgen dermaßen: Um geschäftliche Einträge von Handlung- und Rechnungsbüchern rankten sich bisweilen solche aus dem Umkreis von Kontor und Familie, Bemerkte von Reisen, Stiftungen, Wallfahrten, aber auch Geschneiffen aus der Stadt; und da allmählich allerhand Persönliches und Nachdenkliches mit einfloß, schälte sich mitunter ein Tagebuch heraus. Und nun laß es nicht mehr allzu fern, rückschauend auch dem Zusammenhang des eigenen Lebens nachzugehen. So kunstlos derartige Niederschriften meist sind, deren wir aus den Reichsstädten eine ganze Reihe haben, so setzen doch auch sie, um mit Jakob Burckhardt zu reden, eine Erhöhung des menschlichen Selbstbewußtseins voraus. Das Tiefste zu sagen, blieb freilich hier dem Künstler vorbehalten: die Dürerischen Selbstporträts sind Bekenntnisse seiner selbst, und das großarteste unter ihnen ein Wunschbild, wie er gesehen sein wollte!

Von der Hand derselben Dürer haben wir aber auch die scharf gezeichneten Charakterköpfe der Nürnberger Ratsherren, des Jakob Muffel, des Hieronymus Holtschuber und Willibald Pirtheimers, und daran knüpft sich ein anderer Gedankengang an. Da in den größeren Reichsstädten sich markante Persönlichkeiten genug zusammenfanden, mußte etwas Anschauliches davon ausgehen auf eine Künstlergeneration, die sich zu eindringlicherer Naturnähe hinbewegte und mit Freuden sich auf die Erfassung menschlicher Individualität warf. Nimmt man gar die Silberstiftzeichnungen des älteren Holbein zur Hand, so flutet das Augsburger Leben seiner Zeit an uns vorüber, von Kaiser Max und seinem Enkel

Parl angefangen, mitsamt dem lustigen Rat Kunz von der Rosen. Da ist voll gesammelter Energie Jakob Fuggers mächtiger Kaufmannskopf und andere Mitallieder seines Hauses, stolze kühle Patriziergesichter, Geistliche und Mönche von der ernsten wie von der genießenden Art. Da ist das nachdenkliche, erfahrungsreiche Altmännergesicht des Schwäbischen Bundeshauptmanns, Bürgermeisters, Arzt in der Pelzmütze, und es treten auf Handwerker und Leute aus dem Volk, die Kunstmeisterin Schwarzensteiner und andere Frauen, nicht zu vergessen das Lomenitlein, jene wunderthätige Person, von der ganz Augsburg und die Umgebung sprach, bis sie zu München als Betrügerin entlarvt wurde. Eine wahrhaft historische Galerie von Persönlichkeiten aus den glanzvollsten Tagen der alten Reichsstadt!

Eine genauere Betrachtung städtischer Wirtschaftsblüte und ihrer Wechselwirkung mit dem künstlerischen Leben erschließt eigenartige und vielfältige Zusammenhänge. Die Handelswege der Städte sind auch Kunststrahlen geworden. Der Abiabradius der Wohlgenuthischen Werkstätte erstreckte sich über Mitteldeutschland hinaus, wie überhaupt Nürnberger Kunst im Osten hoch begehrt war. Peter Vischers Grabtafeln wanderten bis nach Polen hinein und das Schaffen des Veit Stok in Krakau, wo eine sehr tatkräftige, einflussreiche Oberschicht der Stadt ihr kulturelles Gepräge gab, war kein vereinzeltes Fall. Dürers Rosenkranzfest, das er während seines venezianischen Aufenthalts für die deutsche Kaufmannschaft dort malte, ist in seiner Art ein schönes Denkmal für die seit langem bestehenden Beziehungen zwischen der Heimat des Künstlers und dem Fondaco dei Tedeschi. Noch heute ist an einigen Nürnberger Häusern der geistigste Löwe von San Marco als Wahrzeichen zu sehen.

Die Beispiele ließen sich mehren. Nur an die Kunstausfuhr der Wasserkaute sei in Kürze erinnert! Lübeck, das auch darin die Vorhand gewann, versorgte bis ins erste Drittel des 16. Jahrhunderts hinein Skandinavier und die Randländer der Ostsee mit den Hervorragenden heimatlischen Künstlern. Und so strahlte der Norden in hervorragenden Denkmälern der Plastik und Malerei den Ruhm der Freien und Hansestadt zurück. So kamt Sankt Jürgen, der Drachentöter, in der Stockholmer Nikolaikirche aus der Werkstatt Rottkes, strahlendste Verkörperung des christlichen Mitternachts, die es im ausgehenden Mittelalter überhaupt gibt. Und der Allerheiligentag, den Klaus Vera für Königin Christine von Dänemark in die Stiftskirche von Odense auf Künsten geschaffen hat, gehört zu den großartigsten Schöpfungen der Zeit. Da ist einem zumute, als wolle vor dem Anbruch neuer Lebensmächte die mittelalterliche Welt noch einmal ihre Kräfte in einer rauschenden Fülle von Gestalten entladen. Die frommen Frauen aber an diesem Schnitzaltar Lübeckischer Herkunft, die sich um Kreuzestamm und Jesuskind scharen, sind nach Gesichtsschnitt, Haltung und Tracht, in ihren faltenreichen Gewändern mit Puffärmeln, Niedern und Hauben niederdeutsche Patrizierinnen und Töchter ehrfamer Geschlechter, saftig und gesund, bodenverwurzelte, lebenatmende Gestalten.

Aber gehen wir einen Schritt weiter in diesen Betrachtungen! Gewiß haben die städtischen Wirtschaftsverbindungen den anregenden Austausch mit fremder Kunstübung zwischen schaffenden Persönlichkeiten daheim und draußen erleichtert. Aber es lagen auf diesem Wege auch Gefahren. Bekanntlich ist die Lübecker Malerei ohne niederländische Einflüsse nicht ganz zu erklären. Aus der gleichen Richtung aber, in der sich der Warenstrom bewegte, kamen nicht bloß wertvolle Impulse; von ebendort her erfolgte, während an der Wasserkaute die Spätgotik in wahrhaft barockem Aufruhr verbrannte, ein Masseneinbruch niederländischer Werke. Vor allem waren es die geschicktesten Schreiner mit gemalten Altären, womit Brüssel und Antwerpen die deutschen und schwedischen Küstengebiete versorgte. Sie reich drang diese Virtuosenmanier an der Ostsee vor. Der politische Umschwung im Norden, das Scheitern Russenwebers und die undeutsche Einstellung Kaiser Karls des Fünften, ferner das allmähliche Herabgleiten Lübecks von seiner

Söhne begünstigten die ästhetischen Macht- und Stilverschiebungen. Auch für die Kunst kann Politik zum Schicksal werden!

Der Süden unseres Vaterlandes liefert das Schuttspiel dafür, daß die Reichsstädte Einfallspforte für fremde Formensprache wurden. Augsburg war es, wo die Renaissance die vornehmste Stätte ihrer Entfaltung fand. Noch stand hier der Handel mit Venedig in hoher Blüte. Dort unten hatte Jakob Fugger einst gelernt, wie so viele Kaufmannsköhne aus Schwaben und Franken. Seine Firma war die Geldgeberin des Kaisers, der mit Vorliebe in dem freundschaftlichen Augsburg sich aufhielt und seine Künstler an sich heranzog. Die Fugger standen auch in engerer Geschäftsverbindung mit der Kurie und blieben im kommenden Glaubensstreit katholisch. Der Ratssyndikus Konrad Peutinger, Verwandter der Welser und Berater der Fugger, der innerhalb der Stadtverwaltung und am Reichstag den großen Gesellschaften die Stange hielt, war im Römischen Rechte geschult und lebte in den Anschauungen des Humanismus. Sein Haus wurde Mittelpunkt der neuen Bildung; seine Bücher und die Bibliothek der Fugger, die als Liebhaber der italienischen Kunst auftraten, enthielten die Schriften der Alten und der Humanisten. Die geographischen und soziologischen Voraussetzungen lagen somit in dieser Stadt überaus günstig für das Eindringen des Renaissancefeils. Ueberhaupt war hier etwas in der Luft, was an den Süden erinnerte, ein Hauch von Sinnlichkeit, ein gewisser Schönheitsdurst, ein Hang zur Prachtentfaltung. In diesem Milieu war es, wo sich in Farben, Gold und Marmor erglänzend die Fuggerkapelle erhob, das erste Renaissance-Architekturwerk auf deutschem Boden! In dieser Umgebung schuf Burgkmaier für Kaiser Maximilians Weisheit und Teuerdank seine Holzschneide und die Bilderfolge des Triumphzuges zur Verherrlichung fürstlichen Ruhmes. Auch er war in Italien gewesen wie der Bildhauer Daucher, der in seinen Arbeiten für die Fugger gleichfalls die Wendung zur Renaissance mitmachte. Hier in Augsburg kam es bald auf, die Häuser nach italienischer Art zu bemalen und mit Fresken zu schmücken. Noch im Tode schien Jakob Fugger, der Gönner der neuen Richtung, dem Geiste zu huldigen, dem er in der Kunst den Vorzug gab. Seine Grabschrift, abgefaßt im antiken Stil, atmet das Persönlichkeitsbewußtsein der Renaissance und ihr Verlangen, auch auf Erden unsterblich zu sein.

Dem deutschen Mäzenatentum in den Reichsstädten waren aus mancherlei Ursachen Grenzen gezogen. Niemals konnten selbst mächtige Privatleute wie die Fugger oder Welser in dem Maßstab Kulturmittelpunkt werden wie etwa das Bankhaus der Medici; denn die hatten in Florenz die Gewalt ererbt und sich zur Staatsleitung emporgeschwungen, und zwei Mitglieder der Familie bestiegen in kurzem Abstand voneinander den päpstlichen Stuhl. Aber auch die deutschen Stadtregierungen waren wenig angetan, in eine solche Rolle hineinzuwachsen. Ausgeschlossen, daß die Ratsskörper nach ihrer Zusammensetzung und Bestimmung den Schwung und die Verschwendungssucht einer Kunstförderung erreichten, wie sie von den Tyrannenhöfen Italiens oder dem prunkliebenden Venedig erlitten wurde! Es fehlte in unseren Städten der Zusammenklang von Macht, Kunst, Genuß und Lebensrausch. „Wie wird mich“, schrieb Dürer aus Venedig an Pirheimer, „nach der Sonne kriegen! Hier bin ich ein Herr, daheim ein Schmarotzer!“ Und wenn man aus Dürers Beziehungen zu seiner Vaterstadt die Summe zieht, so bleibt kein Zweifel, daß er der Gebende war; wie denn überhaupt die Künstlergeschichte Nürnbergs nicht frei ist von Zügen engherziger Kleinlichkeit. Auch die Künste trugen das ihre dazu bei, daß sich die Selbstherrlichkeit der künstlerischen Persönlichkeit nicht zu üppig entfaltete. Auch dafür ließen sich genug Belege erbringen. Keiner unserer Schaffenden konnte sich in Lebensaufmerksamkeit und gesellschaftlichem Ansehen mit den Malerfürsten der italienischen Renaissance oder den grandseigneurialen Künstlerpersönlichkeiten des Barock vergleichen. Im übrigen konnten weder die Städte, noch das zerfallene Reich Aufgaben von der Größe stellen, wie sie in Italien sich jedem bedeutenden Meister darboten. (Schluß folgt.)

Gustav Adolf Müller / Das Malerdorf Gutach und seine „Künstlerbücher“.

Wenn für irgend eine noch unberührte oder wenigstens „saft“ unberührte Schwarzwalddiöze, so ist es für die ausgedehnte Dorfgemeinde Gutach bei Hornberg Zeit, daß sich ihr, ehe sie Gefahr läuft als köstliches Adoll zu verschwinden, die vermehrte Teilnahme der Natur- und Kunstfreunde zuwenden. Viel ist über Gutach geschrieben worden; sogar an Monographien hat es nicht gefehlt, und in den meisten „Handbüchern des Wissens“ — wie sich endlich manche „Konversationslexika“ deutsch zu benennen anschicken! — erscheint das fast zehn Kilometer lange Tal noch immer in der ehrenvollen Erwähnung als „Malerkolonie“. Ich sage: Noch immer. Denn für den, der sich in täglichem Schauen und Miterleben mit Landschaft und Leuten verbunden fühlt, erhebt sich anachronistisch mancher neueren Erscheinungen die Frage: Wie lange noch?

Es soll hier darum nicht von der weithin geschätzten „Sommerfrische“ Gutach, sondern von des Ortes kultur- und kunstgeschichtlicher Bedeutung einiges gesagt werden. Auch ein wertvolles Teilchen literarhistorischer Geltung kommt ihm zu. Das wird oft von denen, die über Gutach schreiben, übersehen; am nachdrücklichsten hat darauf einst der Schriftleiter des Vereins „Badische Heimat“,

Germann Eris Busse, in seinem Büchlein über unseren berühmten Schwarzwalddorfmaler Professor Wilhelm Sasemann*) hingewiesen.

Wenn man von Gutach als „Malerdorf“ sprechen will, muß man von eben diesem Meister Sasemann ausgehen. Es wäre aber sicher ungeschichtlich, wollte jemand behaupten, dieser große Offenbarer der Schwarzwaldbseele sei auch ihr — Entdecker. Er war dies weder als Maler, noch als volkskundlichererspürer, aber er war ihr befähigtester und feinsther Künstler. „Entdeckt“ war Gutach für die bildende Kunst eigentlich durch einen — Vorläufer, durch einen Dichter, und zwar durch Berthold Auerbach, durch den ja auch Sasemann ins Gutachtal gekommen ist. Es gehört zu den bedeutendsten Tatsachen im Leben des schaffenden Künstlers Sasemann, daß am Anfang wie am Ende seines großartigen Gestaltens je ein weiseigener Volkschriftsteller ihm nahestand: Zuerst der Schwarzwalddiöze Berthold Auerbach, zuletzt der große Bauernsohn von „Hätle“, Heinrich Hansjakob. Bloß mit der gefühl-

*) Busse, Der Schwarzwalddorfmaler Wilhelm Sasemann. Bubl, Romfordia. S. 21 f.

fenen Kunst seines Griffels und seiner Farbmischung wäre Hasemann nicht der Schwarzwaldmaler geworden, der er ist: In ihm, dem „Mittel-Norddeutschen“, steckt angeborenes Gefühl für unverfälschtes Volkstum. Das brachte er mit zu uns ins Gutachtal, dazu freilich das, was ihm seinen hohen Rang unter den Schwarzwaldmalern sicherte, jene Eigenschaften, die auf seinem Grabmal im Gutacher Kirchhof die erzene Inschrift meldet: „Seine Kunst war Schönheit und Wahrheit, sein Wesen Güte.“

So sind also ein Dichter und ein Maler zusammen die „Herolde“ unseres anmutigen, schluchten- und quellenreichen Gutachtals geworden, und ihrem Ruf — der freilich kein reklamehaftes Lärmen in den Gassen war! — folgten bis heute ungezählte Scharen von Strebenden, Schaffenden und Genießenden, große Kämpfer darunter, auch Stürmer und Laller. Vorbei wohl scheint die Zeit zu sein, wo die Karlsrüher Kunstschüler allein und in Gruppen oder mit ihren Lehrern, jedenfalls sichtbar als heute gen Gutach kamen; auch schon vor Hasemanns allzu frühem Tod (1913) hörte der Zuzug künstlerisch tätiger Ansiedler in merklicher Weise auf. Aber man darf sagen: Was damals hierher kam und hier — verblieb, einschließt dessen, was an bildnerisch schaffenden Kräften noch hier lebt und wirkt, ist auf Auerbachs und seines Illustrators Hasemann Spuren hierher gezogen und, von deren Geistern gebannt, schaffend geworden. Diese Eckhaftigkeit ist vor allem unserem Gutacher Ehrenbürger, dem Maler und Plastiker Professor Curt Diebich, dem Schwager Hasemanns, in ganz besonderem Sinn zuzusprechen. Diebich als Schwarzwaldmaler wie als Illustrator vieler feinerwertiger Literaturwerke, gar erst als Bildhauer, wäre sehr falsch beurteilt, wollte ihn, den Kongenialen, eine sogenannte „Kritik“ nur im Spiegel der Hasemannschen Kunst uns zeigen. Ein Eigener, ein in sich Geschlossener, der seine persönliche Sprache spricht — so erwuchs Diebich aus dem alemannischen Nährboden seiner Jugend, auch er von Abstammung zum Teil ein Mitteldeutscher, zum andern Teil aber von schwäbischem und bayerischem Blut erbildet und gereift in der Luft echten Alemannentums, zu dem er sich bekennt. Wir wissen es: Diebich, der glückliche Illustrator Hansjakobischer — oft bekanntlich „schwieriger“ — problematischer Vorwürfe und Gefühle, der sich auch in die Welt Scheffels trefflich einzuleben verstand, ist nicht nach Gutach gekommen als einer, der, wie der Lateiner sagt, „in verbis magistri“ zu schwören gedachte, der einem Hasemann „nachmachen“ wollte: Wer einen dahinzueilenden Veraleich waart, kann nur von einem „Gleichem“ und von einer Kongenialität des beruflichen Künstlerturns sprechen, wobei zudem nicht zu vergessen ist, daß Curt Diebichs Ruhm seit der Schöpfung prächtiger Denkmäler für die Gefallenen des Weltkrieges — bis heute zu Gutach, zu Rhina bei Waldshut, zu Tunningen bei Rottweil, künftig zu Reichenbach, Schappach, zu Thringen, zu Meisenheim — die Frage aufkommen lassen könnte, ob in ihm der Plastiker nicht das sogenannte „Arbeitsmännchen“ sei. Redlich — wie mühsam sind solche Rätselfragen, wo man geschweiger tut, doppelte Künstlerkraft in Andacht zu genießen, als es in kritischerem Gespräch zu erlassen . . .

Vor schon bald 40 Jahren hierhergezogen, ist also heute Curt Diebich „der“ Maler, der Gutachs Tradition als „Malerkolonie“ darstellt. Seine Villa an der Landstraße sieht heute wie vor dem Krieg die Freunde und Verehrer kommen und gehen. Gegenüber am Fuß eines Waldhanges steht das pietätvoll von der Witwe behütete Atelierhäuslein Wilhelm Hasemanns: Wer dort eintritt, der vermeint, es sei darinnen noch immer so wie ehemals. Diese Stimmung verstärkt die Illusion, als ob unser stilles Gutach noch eine „Malerkolonie“ — etwa im Stil des „anfänglichen“ Worswede — wäre. Wer sich auf die Gewinnung von Stimmungen versteht, dem wird hier wie auf dem schön gelegenen (leider etwas wasserreichen!) Friedhof hinter der traulich verträumten Dorfkirche, wo Hasemann und sein Seldensohn neben Diebichs erster Gattin und jüngstem, gleichfalls als Kriegeropfer gestorbenen Sohne ruhen, zumute, als gingen seltsame Geister um, die unseren Höfen und Hütten ein köstliches Erbe hinterließen. Nebenbei bemerkt, zeigen uns auch die „Hasemann- und Diebichgräber“ mit ihren zwei geschulten „Waldkruzifixen“ einen Entwurf von Meister Diebichs Hand.

Es wäre nicht recht getan, der weiblichen Künstlerin zu vergessen, die dazu beitragen, daß der klingende Name „Malerkolonie“ nicht des Anspruches entbehre. Am „Höflich“, dem weithin bekannt

gewordenen Landsitz der gleichfalls auf unserem Kirchhof ruhenden Dialektdichterin Nanette Stengel, weiht Frau Helena Lang-Fink, einst Hasemanns Schülerin und mit diesem im prächtigen „Künstleralbum“ des alten Hauses zum „Löwen“ verehrt vertraut mit den Kunstschönen auch der „Klassischen“ Länder, noch frisch und freudig ihrer Kunst die unverbrauchten Kräfte edler Begeisterung, und die dekorative, in originaler Erfindung tüchtige Malkunst der Frau Professor Helene Schneider schmückt — bis in ferne Gauen begehrt — jede unserer Frauenvereins-Ausstellungen mit einer Perle feinsinnigen Könnens.

Damit freilich ist die Liste der Gutacher Malerkolonisten zu Ende. „Wandermaler“ ziehen ihrer viele durchs Tal; zuweilen steht man auch einen der bekannteren und genannteren Zeitgenossen auf einer Wiese, am Bachrand oder „im Straßengraben“ sitzen und malen. Gottlob sind heute die Gutacher kunstverständiger und „heller“ als z. B. jene Sesenheimer elässlichen Bauern, die einst von ihrem frühverstorbenen, hochbegabten Ortsgenossen, dem Maler Henrioux, wenn man nach diesem fragte, mit üblem Sarkasmus zu sagen pflegten: „Er leit in dene Stroßegräbe umenander un molt“, wobei sie dem Wörtlein „leit“ einen Ton der „Trunkenheit“ zu verleihen sich mühten. Wenn Gutach längst keine „Malerkolonie“ mehr sein wird, werden die Geister unserer vielgerühmten Künstler noch dafür sorgen, daß die Gutacher vor einem Maler, der etwas bedeutet, respektvoll ihre Köpfe zucken und sagen, was sie von Hasemann noch immer sagen: „s'isch ä Ma g'fi. Mir hänn en färr g'ha.“

Wertvolle Denkmäler aus der Zeit, wo Gutach wirklich eine „Malerkolonie“ war, stellen die überaus inhaltvollen, turmhoch über den berühmten „Gästebüchern“ stehenden „Künstler-Sammelbücher“ der beiden Gasthöfe zum Löwen und zur Linde dar. Ich sage nicht zu viel, wenn ich sie als Schätze bezeichne, die jeder Kunstsammlung zur Zierde gereichen würden. Es sind keine „Illustrationsbücher“, keine Behälter für launige oder weinselige Einfälle, vielmehr Dokumente von zum Teil höchstem ästhetischem Wert; was sie auf groben, sorgfältig behandelten Blättern uns schenken, sind ausgezeichnete schöne „Bisitenkarten berühmter Meister“ in Form von Kabinettsbüchlein ersten Ranges. Nicht eine einzige „Gewöhnlichkeit“ enthält das schon äußerlich eindrucksvolle „Künstleralbum“ im Löwen, bei dessen früherem Besitzer überlebensgroße Künster ein- und ausgingen. Meist erlitten sie den Freund Berthold Auerbachs mit dem Leben und der Natur abwechselnden und abgelebten Skizzen und Darstellungen aus Gutachs Umwelt. Für die zeitliche Bedeutung der Blätter bürgen schon die klarerischen Namen. Ich lasse deren die bekanntesten hier in alphabetischer Reihe folgen: Prof. Baisch, K. Blos, César, Th. Dencker, G. Daelen, K. Ende, G. Euler, K. Guth, M. v. Richard, Kortwänder, Ed. Velhaq, F. Grackler, T. Haas, G. Hammer, W. Hasemann, H. Hiel, M. Kahn, K. Kaiser, K. Kampmann, K. Kopyler, Chr. Landenberger, Lindemann-Krommel, M. des Prez, S. Moest, Roder, K. Rod, K. Reih, Victor Roman, P. Schnorr, G. und Fr. Schönleber, G. Senenberger, W. Spindler, Helene Stromeyer, F. Voelter, L. Wacker und Albert Wolf. Von den verschiedenen im Album vertretenen Malerinnen ist nur eine einzige, nämlich Helene Fink, als Witwe des verstorbenen Baurats Lang, in Gutach bis heute verblieben.

Jüngeren Datums, aber nicht minder wertvoll in seinem künstlerischen Anhalt ist das „Künstleralbum“ der „Linde“. Dieses auch als Nachwerkbau beachtenswerte, vielbesuchte Gasthaus hat von je zum Kreis Hasemann-Diebich freundschaftliche Beziehungen gepflegt. Der alte Lindenwirt Carl Moser, eine naturrechte Gutacher Gestalt hat daher besonders durch Curt Diebich eine treffliche, ebenso psychologisch feine wie „sprechende“ Schilderung erfahren. Dazu schenkte der Meister einige prächtige Porträts und reizvolle Genres. Von Hasemann findet die blätternde Hand eine Anzahl entzückender Zeichnungen, darunter einen Bauernhof im Sulzbachtal, als eine Arbeit höchsten Stils.

Wir haben hier von einem Schatz gesprochen, der — gottlob noch nicht gehoben ist. Zwar soll es auch an frommdiebischen Händen im „Löwenalbum“ nicht ganz gefehlt haben, aber die Hauptsache ist da, und auch in der „Linde“ weiß der Sohn des hiederen alten Wirtes von bazumal des wundervollen Erbes seines Hauses sorglich zu wachen.

Toni Rothmund / Rückblick

Hundert Einsamkeiten
Sind über den weiten
Schlafenden Wiesen gehangen —
Ich bin mitten hindurch gegangen —
Frag nicht, wie oft?

Nirgends ein Leuchten,
Darauf ich hangend gehofft!
Dichter nur fallen die feuchten
Rebelschleier auf mich hernieder.
Als ein Mantel von Seide
Hängen sie mir um Schultern und Glieder
Wie schwere, nasse Seide.

Und aus den Matten
Kriechen araue, tropfende Schatten,
Greifen nach mir wie würaende Hände —
Bis ich mich langsam zur Umkehr wende:
Wieder geschlaenen!
Aber einmal werd' ich es wagen!

Deinem tiefsten Tal,
Seele, mußt du entronnen sein,
Ob' du atmend steht
Am silbernen — klingenden Strahl:
Ueber den Nebeln ist Sonnenschein!

Julius Bab / Ein Stiller im Lande

Vielen Lesern ist die Urkämlichkeit der dichterisch starken Märchenerzählung „Zwiewelewid“ in diesen Spalten aufgefallen und sie haben sich um Auskunft an die Schriftleitung der „Pyramide“ gewandt. Ja, es ist nicht einfach, als Geistiger in der Heimat bekannt zu sein. Friedrich Alfred Schmid Noerr ist in Durlach am 30. Juli 1877 geboren. Die hier folgende Würdigung eines Verufenen gibt weiteren Aufschluß.
Die Schriftleitung.

In diesen Tagen wurde ein Deutscher 50 Jahre alt. Ein Philosoph? Ein Dichter? Oder am Ende nur ein Zuschauer, ein sehr euter, ein sehr gedankenvoller Zuschauer am Wege? Von allem ein wenig ist Friedrich Alfred Schmid Noerr. Daß er mit all dem ein seltsam großes Ganze darstellt und sicherlich zu den Deutschen gehört, was es heute im ganzen Gebiet des Reiches gibt, das ist ebenso sicher, wie daß fast aus diesem Grunde der Tag an ihm vorüber gegangen ist und ihn durchaus nicht berühmt gemacht hat.

Der Tag ist nämlich so leidenschaftlich damit beschäftigt, dem Deutschen die unerläßliche äußere Lebensform neu zu schaffen, daß er sich erst viel später wieder nach den menschlich seelischen Dingen umschauen wird, die den lohnenden Inhalt und im Grunde die Existenzberechtigung dieser Form bilden. Dann vielleicht wird man bemerken, was für einen wundervollen Bewahrer und Fortpflanzter ältesten deutschen Kulturguts wir in diesem Friedrich Alfred Schmid Noerr hatten. — An der Grenze von Franken und Schwaben ist er aufgewachsen und hat reines, altes deutsches Blut in den Adern, Blut von Bürgern, Bauern und Gelehrten. Er war ein Schüler Windelbands und Dozent der Philosophie in Heidelberg. Er schrieb ein wunderbar geistreiches Buch: „Mönch und Philister“, das den ganzen geistigen Kampf der letzten Jahrhunderte zwischen diese Alternative stellt. Ein etwas erstaunliches Unternehmen, in einer Welt, wo es immerhin den Goethe gegeben hat, der dann in einer dieser beiden Kategorien unterzubringen wäre! Aber vielleicht in der leidenschaftlichen Ueberdehnung zweier Begriffe, wie in der humorigen Tendenz, die die Repräsentanten des Absoluten (hier die Heiligen und die Bürger), doch gleich in ihrer sehr irdischen, allzu realen Verförperung sieht.

Auf den Lehrstühlen der Universitätsphilosophie war für einen Mann dieses Schlages auch schwerlich der richtige Platz. Und seit er im Krieg nach München verschlagen wurde, ist der Professor Schmid Noerr auf keinen Lehrstuhl zurückgekehrt. Er sitzt am Starnberger See und sammelt, sinniert und dichtet. Zwei Dramen von ihm hat man gespielt, sehr eigenwillige Geschöpfe, die das Theater geistig überläßen, aber keineswegs reizlos sind mit ihrem pathetisch-horrigen Humoren. Diese Geschichten, Märchen, Schnurren und Legendes (die leider noch nicht gesammelt sind) haben viele Zeitungen und Zeitschriften gedruckt — höchst kultiviertes Erzählergut —, lyrische Humore aus Altrikes Stamm, zuweilen an Kellers zarte Didaktik, zuweilen mehr an Brentanos üppigen Spieltrieb erinnernd, und zuweilen glänzt sogar das große phan-

taistische Gestirn Jean Pauls über dieser Welt auf. Als Buch ist von diesem Dichter, von diesem deutschen Mann der Entwürfe und Fragmente, dessen stärkste Seite das Fertigmachen absolut nicht ist, ein einziger großer Band erschienen „Straßen und Horizonte“, im Verlag der Weissen Bücher 1917. Das ist also jetzt zehn Jahre her, und wenn zehnmal soviel Leute das Buch lesen und lieben würden, so würde es wahrhaftig nichts schaden! Denn dies ist aller- edelste deutsche Tradition. Nicht mit Epigonentum zu verwechseln. Nicht noch einmal sagen, was ein anderer vorgefaßt hat. Sondern aus tief verwandten Blut neu erlebend und weiterbildend, was die großen Lyriker der vergangenen deutschen Generation gelebt haben. Wie wunderbar herb und eigen in Rhythmus und Vers taucht da die alte Urgemeinschaft, die tief vertraute und ewig fremde, auf mit der lebendigen Natur, da Gott den Menschen ihn hinein:

O du, ihr Vögel, und du, ihr Wolken,
Die ihr mit Winden weht,
Wer möchte euch fassen, wer könnte euch folgen,
Wer wäre, der euch versteht?

Dies deutsche Träumertum, das die feste Verbindung mit dem Weltall stiftet, bedeutet bei Schmid Noerr aber keineswegs Weltflucht und Gegenwartsvergessenheit. Ein schönes und starkes Lied seines Gedichtbuches beginnt:

Aus Träumen meiner Kinderzeit
Steig auf du Fels der Gegenwart!

Und mit wachsender Energie erlautet er den Gottesrhythmus der neuen Welt:

Feldlängs geht der tausende Schienengefang,
Darüber die ewigen Sterne.

Und niemals vergißt dieser schwäbische Poet zu lächeln — zu lächeln über die drollig kleinen Formen, in denen das Ewig-Große erscheint, das ihm immer gegenwärtig ist, zu lächeln auch über die Nichtigkeit alles Menschenwahns, der seine Idole und ihren geräuschvollen Kult vor den Anblick der ewigen Gottnatur schiebt. — Der Humorist Schmid Noerr gliedert an einer sehr bekannten Stelle Deutschlands seit vielen Jahren die Komik der Tagesereignisse in technisch-virtuosen Versen. Aber ich bin nicht befugt, ein Pseudonym zu lästern. Also mögen statt dessen Begriffe seines dichterischen Humors die Verse geben, mit denen sein wunderschönes Gedicht „Gott Maler“ schließt. Da ist mit aller Zartheit der Sonnenabend geschildert worden, den der Schöpfer, wie eines alten Meisters Tafelbild entworfen hat, und dann heißt es:

Es war der liebe Gott an jenem Tag
Ein frommer Künstler. Nicht wie sonst bedacht
Auf Menschentum und eifernden Vertrag
Und lächelndes Verkünden seiner Macht.

Es ist zu verstehen, daß der Dichter dieser Verse nicht gerade zu den Berühmtheiten des Tages gehört. Aber besser wäre es dem Tage, wenn öfter eine solche Stimme durch seinen Lärm zu dringen vermöchte.

Friedrich Alfred Schmid Noerr / Homer.

Ich singe
blind gegen die Welt. Blind
hergetragen im Sturm.
Aus murrendem Dunkel der Vorzeit
blind schreitend durchs Volk,
sing ich Euch, Götter!

Ich singe
blind Schicksal und Mensch. Blind
sanften Saiten vertraut:
Entrückten ein Abendwehen,
Drauf, wie Wetterleuchten, am Rand
eurer Tage die Geister fahren,
sing ich euch, Menschen!

Achtam allein auf den Gott,
der mich von fern überhängt
und dessen dämmriges Leuchten
schrägen Scheins mir über die Schulter fällt,
sing ich.

Den Zeiten vorbei,
vorbei eurer raschen Geschlechter
stätt herbrandendem Wechsel,
vorbei euren Werken und Tagen
mannigfach rauschend mit Freuden und Sorgen,
sing ich,
seliger Seher, unsterbliches Lied.

Blind euren Sorgen,
blind euren Freuden,
blind
eurem Tod,
blind
all eurem Kommen und Schwinden.

Hochmut nicht
Demut nicht
Glück nicht, noch irgend Verdienst
sieht der Gottgebendete mehr.
Mühe und Eitelkeit.

Retzung und Untergang:
Ein nachtverschloener Ton
dem,
der Ewiges schaut.

Ich singe
blinder Sänger ich aus der Nacht.
Aus der Nacht,
blendender Sonnen übervoll,
die mir das Auge verbrannten,
augenloser Sänger der niemals
auslöschbaren Gesichte.

sing ich allein,
Seinen Gesang:
Sein, des unergriffenen Ergreifers,
Sein, des nie zu erhaschenden Darfmers
Mund ich, Mund nur,
einiger Mund.

Ich singe einsam
ein Sturm in der Nacht.
Und es ätzen eure klugen,
aufgitterten Baugerüste.
Leerer hallen eure verschlafenen,
dermaleinst verlassen Gassen
und es raschelt das abgedorrte
Leben in längst schon bemooßtem Verfall.
Aber euren stimmlos verdammten
wankenden Larven und Nachtgespenstern
mittenhindurch
durchs weienlos schmerzende Herz
fahre ich, Stimme,
fahre ich, Lebendiger
immer zur Unzeit,
gottachorsam,
ein offener Mund:
Blind
gegen die Welt. Blind
hergetragen im Sturm.